

GUNARS JANOVSKIS

Der Schildermaler

Aus dem Lettischen von Rüdiger Herold



Der Verlag dankt dem Literaturinstitut "Latvian Literature"
für die finanzielle Unterstützung.

Rote Katze Verlag

GUNARS JANOVSKIS

Der Schildermaler

Roman

Aus dem Lettischen von Rüdiger Herold



Rote Katze
VERLAG

Mein Name ist Klētnieks. Ansis Klētnieks. Sechundsiebzig Jahre alt. Und ich bin nicht mehr wer. Einer, der im Altenheim wohnt, ist nicht mehr wer und kann auch keiner mehr sein. Niemand braucht mich. Eigentlich brauche auch ich niemanden. Außer mal den Arzt, der mir Medikamente gegen die Schmerzen in den Knien und im Rücken verschreibt. Ein guter Arzt. Er schreibt mir gute Medikamente.

Also. Ich bin niemand. Doch einst war ich Schildermaler. Kein Gemäldemaler. Man könnte denken, dass es da keinen großen Unterschied gibt. Den gibt es aber schon. Manch ein Schildermaler hat auch Gemälde gemalt. Wie viele Künstler dagegen verstehen es, den Buchstaben S ordentlich zu ziehen? Ich würde behaupten: sehr wenige. Der Buchstabe R lässt sich noch irgendwie aufzeichnen. Beim K fangen schon die Schwierigkeiten an. Aber für das S reichen Begeisterung und Eingebung nicht mehr aus. Auch ein Akademiadiplom hilft nichts. Es braucht Handfertigkeit und ein Gefühl für das Zusammenpassen der Buchstaben. Nicht überall kann man mit Schablonen arbeiten. Dagegen ist ein Gemälde ein Kinderspiel. Da kleckst man nur und verschmiert die Farben. Und am Ende kommt auch etwas dabei heraus. Das ist nicht zu bestreiten. Von mir jedenfalls nicht.

★

Ja, das Altenheim. Letzter Hafen des weitgereisten Schiffes, letzter Bahnhof des Eisenbahnreisenden. Mich erinnert dieses Heim irgendwie an die Chaussee von Rīga nach Daugavpils. Daran, wie sie in den alten Zeiten war. Wer weiß, wie sie heute aussieht? Vielleicht glatt und gerade? Vielleicht ausgetreten, von den Hufeisen der Pferde behackt, jahrelang nicht ausgebessert?

Wir wissen kaum etwas über unser Land. Und überwiegend nur schlechtes. Warum bloß? Doch ich will daran jetzt nicht denken.

Gut. Beginnen wir mit der Chaussee, von Rīga bis Daugavpils. Und wir – die alten Leute – sind sowas wie Fußgänger.

Man kann von Rīga aus anfangen. Mit der Straßenbahn bis zum *Kvadrāts* fahren, falls diese Fabrik nicht die Deutschen gesprengt oder die Russen gestohlen haben. Beiden ist so eine Zerstörernatur zu eigen. Ich bekam selbst zu sehen, wie in Liepavots die Freilichtbühne und das Antlitz des Staburags-Mädchens in die Luft flogen. Sie seien militärische Ziele gewesen...

Nein, so geht es nicht. Meine Gedanken schweifen ständig ab. Ich muss die Zügel straffer anziehen und bei der Sache bleiben. Was für ein Zusammenhang ist da denn mit dem Staburags-Mädchen? Ich wollte doch von der Chaussee von Rīga nach Daugavpils erzählen. Das bilde ich mir alles natürlich nur ein. Aber gelegentlich scheint es mir so, als ob wir – die Alten – von der *Kvadrāts*-Fabrik aus zu schreiten anfangen. Nach Daugavpils. Der eine mit Krückstock. Mit Spazierstock. Mancher hat noch stolz den Rücken durchgebogen. Aber jedem von uns ist klar, dass wir Daugavpils nicht sehen werden. Dass es die hagere Frau nicht zulassen wird – mit der Sichel in der Hand. Keiner wird Daugavpils auch nur erreichen. Früher oder später bleiben die Fußgänger einer nach dem anderen am Wegesrand liegen. Noch ein paar zittrige Pulsschläge. Noch das letzte Flüstern, jemandem zgedacht, der im Leben nah war.

Hehe! Es können auch hässliche Flüche für jemanden sein, der eine Nähe nicht gewollt hat. Der den Rücken zuwandte und seinen eigenen Weg ging. Mit ihm zusammen wäre das Leben wie ein prunkvolles Festmahl gewesen. Aber dieser hat es so nicht gewollt. Da war kein Platz für dich. Wenn man so will konntest du alles vom dunklen und verdreckten Hof aus betrachten, durch einen Spalt in der Küchentür. Und jetzt ist für alles das Ende gekommen. Wisse also: Soll doch der Teufel dich und dein Festmahl holen!

So geschieht es auch. Vielleicht vielen.

Manchmal muss ich denken: Wie weit habe ich zu gehen? Bis Līvāni? Das ist noch ein ordentliches Stück. Vielleicht bis Pļaviņas? Koknese? Doch genauso gut kann ich auch bei Ķegums umfallen. Oder bei Ogre. Es liegt alles in Gottes Hand.

Morgens kann ich noch selbst mein Bett machen. Vielleicht nicht allzu ordentlich. Mir tut der Rücken weh. Es fällt mir schwer, mich zu bücken und die Bettdecke entlang der Zimmerwand auszurichten. Aber es geht schon. Wer wird schon herkommen und sich das ansehen?

Nach dem Frühstück trete ich ans Fenster. Das Eichhörnchen wartet auf mich. Ich streue ihm Nüsse hin.



Meine Tage sind lang.

Das Radio habe ich satt. Der Fernseher lässt die Augen brennen und tränen.

Ganz selten kommt jemand herein, um eine Weile zu plaudern. Auch daran habe ich keine große Freude. Merkwürdige Plauderei. So jemand erzählt gewöhnlich nur von sich selbst. Außerdem schon zum zehnten Mal. Dir zuzuhören gefiele ihm nicht. Er ist nicht zum Zuhören gekommen. Er will nichts hören, nichts erfahren. Wenn du etwas sagst, blickt er ins Leere und denkt seinen Teil. Seine ganze Welt ist er selbst. Und seine Krankheiten. Hier Stechen, da Drücken, da Schmerzen. Genau so ist es bei seinem Nachbarn gewesen. Länger als ein Jahr ertrug er es nicht. Krastiņš hieß er. – Ich kenne keinen solchen Krastiņš.

Wenn der Ankömmling besserer Laune ist, dann erzählt er von den in seinem Leben vollbrachten Taten. Über das Haus am Ufer der Venta. Über den Angriff auf russische Stellungen. Wie die Russen damals eins ins Genick kriegten! Das werden sie so leicht nicht vergessen.

Ich höre zu. Warum nicht zuhören? Ab und zu frage ich sogar nach. Doch wenn ich es satt habe, dann lasse ich meine eigenen Gedanken schweifen. Den Redenden stört das nicht.



Es ist ja nun nicht so, dass ich gar nichts täte. Dass ich nur äße und das Gegessene verdaute. Wie eine Kuh. Und, die Hände über dem Bauch gefaltet, an die Decke starrte. Es muss niemand wissen, aber ich schreibe hin und wieder. Andere würden vielleicht über mich lachen. Zum Beispiel: „Seht mal, was sich da für ein Schriftsteller bei uns gefunden hat! Alterstorheit...“

Warum sollte ich nicht schreiben, wenn es mir eine gewisse Freude bereitet und die zähe Ziellosigkeit der eintönigen Tage verkürzt. Und, wenn man erst einmal damit angefangen hat, dann ist dabei auch so etwas wie ein Pflichtgefühl entstanden – weiter zu machen und gegebenenfalls sogar fertig zu werden.

Irgendwo wurde gesagt, das Leben jedes Menschen sei ein Buch, das nur er selbst aufschreiben könne. Ob nun gerade ein Buch? Vielleicht wird es am Ende nur ein Heft. Ich habe dieses und jenes erlebt, ziemlich viel am Rande mitbekommen. Das Gesehene ist jedoch nicht immer angenehm und erzählenswert gewesen. Aber darüber kann ich noch nachdenken, wenn ich soweit bin.

Also schreibe ich. In den frühen Morgenstunden. Im Sommer ist es schon gegen vier hell. Einschlafen kann ich dann ohnehin nicht länger. Und so habe ich dann drei Stunden des Friedens und der Ruhe. Im Altenheim erwacht die Geschäftigkeit langsam. Endlich höre ich, wie der große Jānis in den Heizraum hinabsteigt und die Heizgeräte für das Wasser in Küche und Waschräumen in Gang setzt. Die Uhr zeigt also die siebte Stunde an. Dann schlurfen die ersten ältlichen Schritte durch den Flur. Ein neuer Tag hat begonnen. Ich lege

meine Schreibutensilien zur Seite. Bis zum nächsten Morgen.

Echte Langeweile kenne ich nicht. Hinter dem Haus beginnt ein großer Wald. Darin gibt es ziemlich viel zu entdecken. Manchmal gehe ich bis zum Fluss. Obwohl er kein richtiger Fluss ist. Nur ein Zulauf zum Avon. Aber auch da gibt es was zu sehen. Ein Fisch springt heraus und schnappt eine Mücke. Über den glatten Wasserspiegel gleiten Ringwellen und lassen das Uferschilf schwanken. Mit erhobenem Kopf überquert ihn schwimmend eine Wasserratte, manchmal sogar eine Kreuzotter. Ein Fuchs kommt zum Trinken. Merkwürdig, dass er mich nicht bemerkt. Das Fleisch eines alten Menschen strömt vielleicht keinen Geruch aus. Es riecht ja schon eher nach Erde. Außerdem bin ich Nichtraucher.

Eines habe ich mir angewöhnt. Natürlich – ich führe Selbstgespräche. Doch ich rede nie darüber, was ich am nächsten Morgen zu schreiben hätte. Auch beim Reden mit mir selbst gelingt schon mal ein äußerst treffender Gedanke, ein besonders passendes Wort oder ein ebensolcher Vergleich. Mein Gedächtnis ist löchrig geworden wie ein Sieb. Es ist schade, dass ich bis zum nächsten Morgen einen Gutteil vergessen habe und vergeblich versuche, mich daran zu erinnern.

Deshalb denke ich tagsüber nicht in Wörtern, sondern in Szenen. Vielleicht geziemt sich das für einen Schildermaler so. Ich sehe die Geschehnisse der Vergangenheit als Farben und Bewegungen. Es scheint merkwürdig, doch bei einigen besonderen Tagen erinnere ich mich sogar an den Himmel, ob nun vom hellsten Sonnenschein erfüllt, oder auch bedeckt von regenträchtigen grauen Wolken. Ich sehe den Fluss. Den großen, breiten Fluss, nicht so ein Rinnsal wie dieses. Ich sehe Menschen kommen und gehen. Nicht immer kenne ich diese Menschen. Manchmal ist es eine ganze Menge. Mit Gewehren. Mit Fahnen. Mit Blütenkränzen um den Kopf. Sie singen. Sie schreien. Sie schreiten mit gesenktem Kopf und schweigen finster. Mal so, mal anders.

Mein Gedächtnis ist vielleicht doch nicht so löchrig wie ein Sieb. Das Vergangene sehe ich so, als ob es lebendig wäre. Nur das, was heute um mich herum geschieht, entgeht mir irgendwohin und hinterlässt keine Spuren.

Drei Mahlzeiten strukturieren den Tag und helfen, die Zeit zu beschleunigen. Nach dem Frühstück kann man auf das Mittagessen zu warten anfangen. Und wie weit ist dann das Abendessen. Und erst dann beginnt der schwierigste Zeitabschnitt – wie den Abend zu erwarten und die Zubettgehzeit.



Die Erfahrung lehrt, dass man niemals nichts und niemanden beim richtigen Namen nennen darf. Nur so kann man sich vor Anschuldigungen, Gericht und Strafe bewahren. Deshalb nenne ich diese Stadt Katrīnpils. Wenn ich jetzt sage, dass es in Katrīnpils vier Gotteshäuser, drei Mittelschulen und zwei Gasthäuser gab, dann weiß jeder, der dort gewesen ist und gelebt hat, den wahren Namen dieser Stadt. Ich werde noch ein wenig nachhelfen. Dieses Katrīnpils liegt am Ufer der Daugava. Nun gibt es gar keinen Zweifel mehr daran, welche diese, meine Stadt ist. Es ist leicht zu erraten. Doch ich selbst werde das nicht gesagt haben.

Ist es denn wirklich so wichtig – den Namen dieser Stadt zu verschweigen?

Schon. Wie ich bereits erwähnte – ich habe in dieser Hinsicht Erfahrung.

Dort strömt die Daugava breit und mächtig. Ob in unserer Mitte wohl noch viele sind, die sich an den strengen Winter Einundvierzig erinnern? Damals erfroren die prächtigen Parkbäume von Koknese. Es erfroren die Kirsch- und die Pflaumen-, sowie die meisten Apfelbäume. Ebenso die Kastanien. Vor Moskau erfroren die besten Divisionen der deutschen Armee, und der Schnee begrub unbewegliche Panzer,

verstummte Geschütze und Siegesaussichten unter sich. Nur die Daugava gegenüber von Katrīpils fror nicht zu. Dunkel schäumte und rauschte in einer blauen Stromschnelle das Wasser. Der Frost erreichte es nicht. Dort schwammen tausende Enten und fanden den ganzen Winter über etwas zu fressen.

Die Daugava ist stärker als Panzer und Geschütze. Das mag man erinnern und den Enkeln davon erzählen.



Die große Stromschnelle der Daugava warf ihre aufgeschäumten Wellen näher ans livländische Ufer. Auf der kurländischen Seite war die Strömung gemächlicher, der Fluss selbst seichter. Dort begann ein Seitenarm der Daugava, der Saka hieß. Er floss träge und langsam dahin und mündete ein tüchtiges Stück weiter unten wieder in die Daugava. Zwischen Daugava und Saka war eine Insel entstanden, die sogenannte Mittelinsel (*Vidsala*) mit etwa zehn wohlhabenden Bauernhöfen.

Warum wohlhabend? Ja, wie denn nicht? Sie alle hatten in der Daugava Fischzäune aufgestellt. Darin fingen sich die schönen blauen Daugava-Aale, die in beiden Gasthäusern von Katrīpils ein Heidengeld kosteten. Und für den Landwirt war jeder zusätzliche Lat ein Reingewinn.

Über den Untiefen der Saka schnatterten Enten, sowohl Haus-, als auch Wildenten. Oftmals bildeten sie einen Haufen, und manchmal knallte ein unaufmerksamer Jäger auch eine Hausente ab. Dann gab es später etwas zu schimpfen, zu lachen, geradezubiegen, sich schließlich zu betrinken und wieder zu vertragen.



An meine Mutter erinnere ich mich nicht... Sie starb in Russland. Während der Flucht im Ersten Krieg.

Als Vater und ich nach Lettland zurückkehrten, war ich noch so ein Dreikäsehoch. Vater war allerdings Schildermaler. Von ihm erlernte ich später diesen Beruf. Doch damals durfte man nicht zu wählerisch sein, und Vater arbeitete, was nun gerade an Arbeit auf ihn zukam. Ich konnte noch nicht für mich selbst sorgen, und eine entfernte Verwandte nahm mich auf. Warum sie Deutsche war und trotzdem mit uns verwandt, war mir nicht wirklich klar. Wahrscheinlich mütterlicherseits. Sie hatte zwei Söhne, meine Großcousins. Mit ihnen vertrug ich mich gar nicht, denn sie waren bedeutend älter als ich. Tante verbot ihnen, mit lettischen Kindern zu verkehren. Die seien alle solche Taugenichtse und Straßenjungen. So wurde dann auch ich in die deutsche Kinderschar hineingezogen.

Bei der Tante verlebte ich vier Jahre und erlernte die deutsche Sprache. Doch in die deutsche Schule zu gehen, erlaubte Vater mir nicht. So fing ich nun an – zum großen Kummer der Tante – in die lettische Schule zu gehen, ohne überhaupt Lettisch zu können. Mit Vater sprach ich Russisch, zumindest die ersten Jahre. Doch in der Schule lernte ich schnell Lettisch.

Ob sich Vater und Tante zerstritten? Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich schon. Aber eines Tages holte mich Vater ab.

„Genug fremde Gastfreundschaft“, sagte er. „Du bist groß genug. Du wirst lernen auf deinen eigenen Füßen zu stehen.“

Als meine paar Siebensachen zusammengepackt waren, sagte Vater zu mir:

„Geh und küss der Tante die Hand. Und bedank‘ dich für die Betreuung.“

Das tat ich.

Tante streichelte mir den Kopf.

„Und dann willst du wohl deinen Sohn zum lettischen Rohling erziehen?“ fragte Tante Vater hart.

„Kümmere du dich um deine eigenen Kinder. Und erwähne nicht solche Wörter. Es steht nirgendwo geschrieben, was aus wem wird.“

„Dass aus den meinigen anständige Menschen werden, dessen kannst du sicher sein. Gib bloß auf deinen Ansis Acht. Ich habe ihn auf den rechten Weg geführt. Böse und unhöfliche Wörter hat er bei mir nicht gehört.“

„Komm jetzt, Rohling“, sagte Vater wie zum Spott, und wir verabschiedeten uns.

Was wohl ein Rohling ist – ich dachte lange darüber nach und wurde nicht daraus klug. Aber es konnte wohl nichts allzu Gutes sein.



Vater hatte ein kleines Häuschen in der Pumpurs¹-Straße. Drum herum wuchsen drei Apfelbäume und zwei Fliederbüsche und hinterm Haus in etwa zehn Furchen Kartoffeln. Das ganze Erdgeschoss beanspruchte Vaters Werkstatt. An einem Ende bemalte er Schilder, am anderen tischlerte er. Ins Obergeschoss versuchten sich zwei kleine Schlafzimmer zu zwängen. Unter dem Schirmdach selbst blickten zwei kleine Fenstervierecke auf den Garten. Das Schirmdach sah wie ein über die Augen gezogener Hutrand aus.

Die Pumpurs-Straße war die allerletzte Straße am Stadtrand. Sie war nicht gepflastert. Entlang der Gärtenseite bildeten zwei Bohlen einen Gehweg, damit man bei Regenwetter nicht durch den Straßendreck waten musste.

Am einen Ende der Straße, auf der Daugava-Seite, befand sich die Nešs-Sägemühle. Am anderen Ende schimmerte weiß das Kreiskrankenhaus. Dahinter dehnten sich der Neue Friedhof und der Neue Wald aus. Durch den Wald gelangte man sogar bis zum Susēja-Fluss. Nicht allzu breit schlängelte er sich zwischen den Weiden. In der Susēja bissen die Fische gut an, und im Neuen Wald wuchsen Erdbeeren und Pilze.

1 pumpurs = Knospe.

Bei Vater gefiel es mir besser als bei der deutschen Tante. Abends kochte Vater etwas zu essen, wovon mir immer genug für den nächsten Tag übrig blieb. Schon bald gewöhnte ich mir an, selbst das Essen zuzubereiten. Bei Tante schmeckte es allerdings besser und man musste auch nicht das Geschirr abwaschen. Und dennoch – nichts konnte besser sein, als selbst gefangene und gebratene Fische. Selbst Vater leckte sich die Finger, wenn er sie aß.

Aber das allerwichtigste: Das war meine eigene Welt. Keiner sagte: „Steh auf!“ Oder auch: „Zeit, ins Bett zu gehen!“

Vater ließ mir viel Freiraum. Wahrscheinlich glaubte er schon, dass ich kein Rohling sei. Den ganzen Tag lang war Vater nicht zuhause. Ich konnte kommen und gehen, wie es mir beliebte. Es ist möglich, dass ich mich gerade deswegen bemühte, so zu leben, dass Vater nicht mit mir schimpfen musste.

Ich war nie der Klassenbeste. Vielleicht der Dritt- oder Viertbeste. Auch damit war Vater zufrieden.



Ich wusste, wo ich an sonnigen Sommertagen andere Kinder meines Alters treffen konnte.

Wir waren eine recht große Gruppe.

Hinter dem Heumarkt begann die sandige Zvanītāju-Straße, die sich ausdehnte und am Saka-Ufer auslief. Dorthin rannten wir dann, so schnell die Füße trugen. Die jüngeren Dreikäsehoche zogen sich nackt aus. Sie trugen ohnehin nichts weiter als ein längeres Hemdchen, Knaben wie Mädchen. Die etwa sieben Jahre alten trugen schon Höschen und legten sie erst ab, sobald sie ins Wasser gingen. Wir gehörten dort verschiedenen Völkern an, aber es schien uns nicht wichtig, heißt du jetzt so oder anders. Wir waren Kinder, und uns gehörte die Sonne, das Flusswasser und der weiße Ufersand.

Die jüdischen Kinder hatten als Eltern Ladenbesitzer oder kleine Handwerker. Bei den Letten arbeiteten die Väter in der Verwaltung oder bei der Eisenbahn. Die Russen waren Schiffer und Flößer. Bogdanovs buk und verkaufte leckere Barankas. Das waren kleine Brotlaibe, mit Mohnsamen bestreut. Bogdanovs' Barankas kannte man sogar in Rīga. Ein Pole hatte als Vater einen Kassierer in der Bank, ein anderer einen Schrankenwärter. Und wenn schon? Nackt und sonnenverbrannt waren wir alle gleich.

Einzig die Deutschen blieben unter sich. Bei ihnen – auch bei meinen Großcousins – zählten die Väter zur feineren Gesellschaft: Notargehilfe, Apotheker, Wollkämmereibesitzer. Für ihre Kinder gehörte es sich nicht, in unserer Mitte zu sein. Was denken Sie sich denn? Mancher war sogar mit echten Baronen verwandt.

Also zählten Deutsche nicht, obwohl sie recht gut Lettisch sprachen. Das lernten sie ja in der Schule, ob es den Deutschen nun gefiel oder nicht.

Doch wir – die übrigen – hielten zusammen und gingen durcheinander. Russen und Juden sprachen Lettisch. Wir nahmen ihre Sprache an. Wenn Frau Goldmane laut nach ihrer Tochter rief: „Zara! Zara!“ und diese nicht hörte, dann schrieten wir sie an: „Zara! Dein mameles ruft dir!“

Jüdische Wörter benutzten wir in der Umgangssprache. Wenn etwas besonders gut war, dann war es *košer*. Kummer und Misslingen hieß *cores*. Wir aßen jüdische Brote: „*maces*“. Und, wenn jemand etwas dumm war, dann hieß er *mešugene kop*.

Die älteste und klügste in unserem Haufen war Zisla, die Tochter eines Kaufmanns. Doch ihre kleine Schwester Roza war die erste, die bemerkte, dass das Zipfelchen der Juden anders war als bei uns.

„Zisla, guck mal. Joske und Ingele haben *a pocele kapores*.“ Und sie zeigte erschreckt mit dem Finger auf die beschnittenen Zipfelchen der Buben.

„Du *mešugenes!*“ wies Zisla sie zurecht, „So muss sein.“

Na, wenn das so war, dann gab es da nichts weiter zu überlegen. Ganz richtig war es nicht, aber da konnte wohl auch nichts helfen.

Von den Knaben war ich der älteste, deshalb fühlten Zisla und ich uns etwas überlegen und hielten uns am Rande. Wir sprachen schon anders. Zisla erzählte mir, dass sie Medizin studieren würde. Und über Roza sagte sie dies:

„Roza ist noch ein Kind. Sie versteht gar nichts.“

Ich gab zu, dass ich auch nicht wirklich verstand, warum das Zipfelchen bei den Juden anders war.

Zisla erklärte es mir, so gut sie nur konnte. Das machte alles der Rabbiner in der Synagoge. Mit einem besonderen Messer. Das war ihre Religion, nun schon seit fünftausend Jahren.

„Tut das nicht weh?“ fragte ich unsicher.

„So kleinen Kindern tut es noch nicht weh.“

„Ich würde das aber nicht wollen“, sagte ich nachdenklich.

„Wenn ich Medizin fertigstudiert habe, könnte ich das machen. Willst du?“ fragte Zisla.

„Nein!“ rief ich aus, und, wie um mich zu schützen, klemmte ich die Hände zwischen die Oberschenkel.

„Ich mach nur Spaß“, sagte Zisla. „Du bist kein Jude, und ich bin kein Rabbiner.“

Wie auch immer, aber einige Wochen lang hatte ich Angst vor Zisla, und, wenn wir zum Fluss gingen, beobachtete ich sorgfältig, ob sie auch wirklich kein Messer dabei hatte. Sie bemerkte das und versprach, mich nicht anzurühren. Und wir waren wieder Freunde.

Das geschah so während der Kindheit, vielleicht in den frühen Jugendjahren.

Eines erinnere ich: Mädchen fingen an, mir zu gefallen. Nicht unbedingt Zisla. Sie war größer, älter und klüger als ich, fast so wie eine Lehrerin. Aber mir gefiel ihre Schwester Roza. Sie hatte schwarze Locken. Und Augen in der Farbe von gerade geknackten, feucht glänzenden Kastanien.



Das Wappen von Katrīnpils über dem Haupteingang der Kreisverwaltung hat mein Vater gezeichnet und ausgemalt. Das Wappen zeigt einen Hirschen neben einer Tanne, und auf silbernem Grunde steht die Jahreszahl 1675.

Seinerzeit war Katrīnpils eine Niederlassung von Treidlern und Flößern.

Allmählich breitete sie sich aus, und in dem auf dem Wap-
pen erwähnten Jahr erhielt sie Stadtrecht.

Ich war noch ziemlich klein, als Katrīnpils den großen Eh-
rentag des 250. Jubiläums feierte. Aus Rīga kamen stolze Her-
ren herbei und hielten hochtönende Reden von der auf dem
Marktplatz errichteten Tribüne.

Die Zuhörerschaft war gewaltig. Es wurden nur Fußgänger
in die Stadt hineingelassen. Pferde und Wagen mussten beim
Neuen Friedhof am Pelīte-Fluss zurückgelassen werden.

Es war ein heißer Tag. Eigens angestellte Männer schöpften
Wasser aus der Pelīte und tränkten die Pferde.

Ich wollte überall sein und alles sehen und lief allen zwi-
schen die Füße. Die Reden mochte ich nicht. Ich verstand
sie nicht. Dafür sang der Chor und spielte das Feuerwehr-
orchester schön. Dann begann der Festschmaus. In beiden
Gasthäusern ertönten noch am nächsten Morgen die heiser
gewordenen Stimmen der Zecher.



Meine sorgenfreien Jugendtage kamen bald zum Ende. Va-
ter nahm mich als Lehrling und begann, mich im Beruf des
Schildermalers zu unterweisen. So konnte ich dann nur noch
selten fortlaufen und mit den anderen Kindern umhertollen.

Vielleicht hätte mir Vater größere Muße gelassen. Aus zwei
Gründen tat er es nicht.

Ich ging zwar in die Mittelschule, dennoch meinte Vater, dass damit noch nichts besonderes erreicht sei.

„Lerne mein Handwerk“, sagte er. „Was weißt du denn, welche Zeiten uns erwarten. Wenn du im Kontor als junger Herr sitzt, wirst du dir nur die Hosen abnutzen, dazu noch für einen lächerlichen Lohn. Mit meinem Beruf wird es dir zumindest an Brötchen nie mangeln.“

Bei mir dachte ich, dass sich dieses Brötchen wohl nur äußerst scheinbar verdienen ließe. Mir stand der Sinn eher nach der Kunstakademie, aber es hatte gar keinen Sinn, dies überhaupt zu erwähnen. Solches Geld hatte Vater nicht. Gerade genug, um die alte Mutter Cielāns zu bezahlen, die bei uns das Haus aufräumte und Essen kochte.

Der zweite Grund war noch ernster. Mit Vaters Gesundheit stand es nicht zum Besten. Es fiel ihm schwer, bergauf zu gehen, Bretter zu sägen. Mit sichtbarer Anstrengung schob er seinen zweirädrigen Karren mit Farbe, Leiter und Werkzeug durch Katrīnpils' steinige, holprige Gassen. Vater musste rechtzeitig an einen Lehrling denken, der ihm mit der Zeit Gehilfe wäre. Diese Pflicht fiel nun mir zu. Abends durfte ich oftmals zu Vaters Arbeitsstelle hingehen und von dort den Karren nach Hause schieben, was er, nachdem er den ganzen Tag gearbeitet hatte, nicht mehr konnte. Ihn quälte „Seitenstechen“.

Meine erste Pflicht – wie es einem Lehrling gebührt – war es, den Werkstattfußboden auszufegen und die Pinsel auszuwaschen. Im Winter musste, wenn Vater etwas arbeitete, der Ofen angeschürt werden. Vater fror leicht und behauchte ständig seine Hände.

Nach einiger Zeit löste und sortierte ich schon Schablonen, mischte Farben, sägte für die Schilder Bretter zurecht und zog an den Schildern Blechbedeckungen fest. Und dann kam der große Tag, an dem ich mich der Grundierung widmen und damit das erste von mir selbst angefertigte Schild bedecken durfte. Wenn mehr Zeit war, brachte mir Vater bei, Schablo-

nen zu benutzen und unterschiedliche Schriftarten zu zeichnen, Farben auf die Buchstabenschattierungen abzustimmen.

So vergingen zwei Jahre. Eines Tages sagte Vater dann, ich sei kein Lehrling mehr, und er erhob mich in den Gesellenstand. Diesem Ereignis zu Ehren leerten wir eine Flasche Wein.

Mit der Schule ging es bei mir nicht so leicht. Ich war längst nicht mehr der Klassendritte oder -vierte. Irgendwie hielt ich mich so in der Mitte auf. Um zuhause zu lernen, fehlte mir einfach die Zeit. Zwar bemerkte es Vater, sagte aber kein Wort.

Zum Teil war an meinen weniger guten Schulleistungen die kleine Naiga schuld. Ihr schrieb ich ein Gedicht, während ich eigentlich Algebra lernen sollte. Und Roza war nicht mehr „mein Mädchen“.

Aber warum immer Schuldige suchen? Und, auch wenn sie teilweise schuld ist, so war es eine so schöne und wohlthuende Schuld, dass ich sie in meiner Erinnerung ganz und gar lebendig erhalten habe. Diese Erinnerung erleichtert den letzten Wegabschnitt, den ich noch zu gehen habe. Zum Lettischen Friedhof.



Ich muss ein wenig über Katrīnpils erzählen, welches der breite Strom der Daugava von seiner Schwester trennte, die am entgegengesetzten Ufer des Flusses lag und Vecpils hieß.

Parallel zur Daugava in der ganzen Länge von Katrīnpils verliefen vier Straßen. So hießen sie dann auch: Erste, Zweite, Dritte und Vierte Straße. Später bekamen sie ordentliche Namen. Die Erste Straße wurde zur Freiheitsstraße (*Brīvības iela*). Dort befanden sich Gefängnis, Polizei, Arbeitsverwaltung und Bezirksgericht – also Behörden, die im engsten Zusammenhang mit der Freiheit des Menschen stehen. Sowie mit der Unfreiheit. Die Zweite Straße wurde zur Poststra-

Impressum

Herausgeber: Rote Katze Verlag, Lübeck

www.rotekatzeverlag.de

Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage, Oktober 2023

Satz: La Deutsche Vita®

Umschlagabbildung: hugo-l-casanova, unsplash.com und
hector-j-rivas, unsplash.com; Fotomontage und Bildbearbeitung

Porträtfoto-Quelle: Latvian Literature

Übersetzung: Rüdiger Herold

Druck und Bindung: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

Der Verlag dankt dem Literaturinstitut "Latvian Literature" für
die finanzielle Unterstützung.

Buch

24,00 €

ISBN 978-3-9105630-8-7

Aus dem Verlagsprogramm



PHILIPP MAGER

Die Frau im weißen Poncho

Berlin kurz nach dem Mauerfall. Reiner Stolz, Mitte 20, studiert Malerei. Selbstschem, nachdenklich und stets kränklich, lernt er die großen Figuren und kleinen Gemeinheiten der Berliner Kunstszene kennen. Er sucht seinen Stil und macht prägende Erfahrungen mit Männern und Frauen, innerhalb der Familie und außerhalb; erlebt Niederlagen und

Erfolge, entdeckt Gefühle, Sehnsüchte und Geheimnisse. Er lernt die Liebe kennen und den Tod. Und kämpft am Ende nicht nur um das Leben anderer, sondern auch um das eigene.

”

Philipp Magers Prosa überschreitet, erzählerisch und sprachlich souverän, die Grenzen zwischen den Genres von Künstlernovelle, Entwicklungsroman und Liebesgeschichte. Vor unserem inneren Auge entsteht das flirrende Berlin der Nachwendejahre als prägnanter literarischer Erinnerungsraum.

Mirko Nottscheid

Deutsches Literaturarchiv Marbach

ISBN 978-3-9105630-4-9

www.rotekatzeverlag.de

MONIKA PIĄTKOWSKA

Geschichten der Niedertracht

Die bekannte polnische Autorin legt einen ungewöhnlichen Krimi vor – in Anlehnung an Jorge Luis Borges “Universalgeschichte der Niedertracht” (1935). In zwölf Geschichten spielt sie mit der Wirklichkeit und der Wahrheit, gibt zwölf Einblicke in die menschliche Psyche – packend, unterhaltsam, zum Nachdenken zwingend. Pi tkowska verwebt die klassischen Motive der Weltliteratur – Liebe, Tod, Hass, Rache, Gier, Schuld und Sühne – zu einem geheimnisvollen, spannenden Text; jede Geschichte zieht eine andere nach sich. Die Texte spielen u. a. in Warschau, Paris, Wien, London, Berlin – von 1880 bis in die Gegenwart. Die Niedertracht, die Macht des Bösen, zieht sich durch alle Texte.



”

*„Geschichten der Niedertracht“ von
Monika Piątkowska stehen für kunstvolle
Kriminalfälle, verschachtelte Rätsel, bei denen
der Leser gnadenlos, ja niederträchtig von der
Autorin an der Nase herumgeführt wird.
Einfach köstlich!*

Andrzej Kaluza

Deutsches Polen-Institut

ISBN 978-3-9105630-6-3

www.rotekatzeverlag.de



MICHAEL ZELLER

Wendisches Sommergewitter

“Wendisches Sommergewitter – Künstlernovelle” ist die neue Erzählung von Michael Zeller. Der Schriftsteller Carlo Andrich ist Gast in einem Künstlerdorf im Wendland. Über die ländliche Idylle brechen turbulente Tage herein, als der erste Castor-Transport mit Atom Müll nach Gorleben rollt, lange befürchtet

und lange umkämpft. Zwischen den Bauern im Dorf, den Aktivisten der Anti-Atom-Bewegung aus dem ganzen Land und den teils sehr jungen Polizisten steht der Autor und bekommt hautnah mit, was Politik aus und mit den einzelnen Menschen macht.

Kenntnisreich und witzig erzählt und gerade heute wieder von beklemmender Aktualität.

“Die Kunst ist immer einfach.

Nur die Zeiten: Sie sind es nirgends und nie.”

ISBN 978-3-9824732-6-0

www.rotekatzeverlag.de

SALVATORE SATTA

Die Veranda

Ein Tbc-Sanatorium in Italien, vor etwa 100 Jahren. Die Menschen hier wissen nicht, ob sie das Haus je lebend verlassen werden - und wann. Manche müssen ein paar Monate bleiben, manche ein paar Jahre. Manche für immer. Freund- und Feindschaften, Liebe und Eifersucht, Angst und Neid, Sehnsucht und Verzweiflung herrschen in der Zwangsgemeinschaft auf engem Raum.

Wem Thomas Mann's "Zauberberg" einfällt, liegt nicht falsch. Beide Autoren arbeiten zur selben Zeit am selben Subject, ohne einander zu kennen oder auch nur vom anderen zu wissen. Mann's Roman beruht auf Besuchen seiner Frau in der mondänen Einrichtung in Davos, Satta's Text auf seiner eigenen Zeit in der eher schlichten, ärmlichen italienischen Einrichtung. Und dennoch gibt es Parallelen.



SALVATORE SATTA

Die Veranda

Aus dem Italienischen von
Prof. Heinz Georg Herold

Roman



ISBN 978-3-9824732-7-7

www.rotekatzeverlag.de

KLAUS RAVE

Der Hammer



KLAUS RAVE

Der Hammer

Eine kleine Kunstgeschichte

Kriminalroman



Mit dem Hammer schlägt der Auktionator teure Kunstwerke dem höchsten Bieter zu. Doch hinter den Kulissen in London oder Berlin spielen sich noch ganz andere Geschäfte ab: oft am Rand der Legalität, manchmal darüber hinaus. Clara und Alexander, die Kunst und Jura studieren, wollen diese Praktiken und Exzesse entlarven. Raub- und Beutekunst, Fälschungen, Schwarzgeldzahlun-

gen: für sie steht die Freiheit der Kunst auf dem Spiel. Und sie riskieren viel, werden auch mit rechtsextremer Gewalt konfrontiert. Einen anderen Blick auf den Kunstmarkt hat die Berliner Museumsdirektorin Johanna Fischer. Zwischen knappen Mitteln und politischen Ränkespielen versucht sie ihren Kurs zu finden. Ein cleverer Auktionator, ein russischer Oligarch, ein selbstbewusster Regierender Bürgermeister machen ihr das Leben schwer, aber öffnen ihr auch neue Perspektiven ob in Riga oder der Hauptstadt. Ihr Weg ist nicht gerade, führt fast auf die schiefe Bahn. Sie erlebt Enttäuschungen wie Überraschungen. Der Kunstmarkt, ein buntes Kaleidoskop unserer Gegenwart: der Hammer.



Hier schreibt ein Autor, der sich in Politik, Finanzen und den Gepflogenheiten der Kunstwelt gleichermaßen auskennt. Der Autor erweist sich als Romancier, der die dunklen Seiten des Kunsthandels, die Stilisierung von Oligarchen als Mäzene und die Eitelkeiten von Politikern auf dem Parkett der Kulturszene äußerst fesselnd zu erzählen weiß. Damit schafft er ein neues Genre spannender Literatur.

Peer Steinbrück

Finanzminister a.D.

ISBN 978-3-9824732-4-6

www.rotekatzeverlag.de

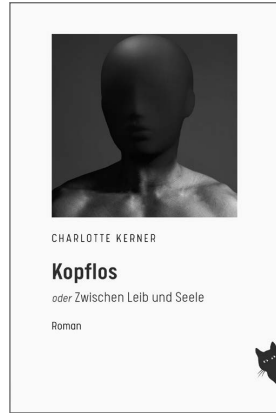
CHARLOTTE KERNER

Kopflos

Was kann, was darf die Medizin?

Hundert Jahre nach der ersten Herzverpflanzung führt ein Ärzteteam im Jahr 2067 eine neue, revolutionäre Operation durch: Einem Hirntoten wird der unversehrte Kopf eines anderen, schwerverletzten Patienten transplantiert. Was entsteht da? Ein neuer Mensch? Was bestimmt sein Bewusstsein: Der Körper oder das Gehirn? Hat er eine Seele? Oder derer zwei? Wie reagiert die Umwelt, Freundinnen, Familien, Ehepartner? Wer wird Witwe? Und tritt die betreuende Ärztin in die Spuren von Victor Frankenstein? Eine Beziehungsgeschichte unter extremen Bedingungen.

Charlotte Kerner, Autorin zahlreicher Frauenbiografien und einer viel beachteten Mao-Biographie, sowie des Klonromans *Blueprint* wagt mit ihrem Roman *Kopflos* ein spannendes Gedankenexperiment, das die Möglichkeiten – und die ethischen Grenzen – der Medizin auslotet. Mit einem ergänzenden Essay von Prof. em. Detlef Kömpf, Neurologe.



ISBN 978-3-9824732-8-4

www.rotekatzeverlag.de